

Helmut Zöpfl



**Pssst ...**

**Streng vertraulich –**

*Postfaktisches über einen Freistaat*



SüdOst Verlag



Helmut Zöpfel

Pssst ... Streng vertraulich  
Postfaktisches über einen Freistaat



**Helmut Zöpfl**



**Pssst...**

**Streng vertraulich –**

*Postfaktisches über einen Freistaat*

*und den Anfang der Josefspartei*

**SüdOst Verlag**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.  
ISBN 978-3-86646-791-0

*Für die Kulturträger des Freistaates Bayern Florian und  
Manuel Besold und dem Andenken an Otto Josef Steuerl,  
dem Weltpräsidenten der Josefspartei*

1. Auflage 2017

ISBN 978-3-86646-791-0

Alle Rechte vorbehalten!

© 2017 SüdOst Verlag in der Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regensburg

[www.gietl-verlag.de](http://www.gietl-verlag.de)

Lektorat: Bernhard Edlmann Verlagsdienstleistungen, Raubling

# Inhalt

1. Kapitel: So fing's an	7
2. Kapitel: Die Anfänge des Herrn Hofeditz	11
3. Kapitel: Der Waldbund	16
4. Kapitel: Erna Kohlhuber betritt die Bühne	22
5. Kapitel: Ein Literaturprofessor will nach oben	26
6. Kapitel: Hofeditz greift durch	36
7. Kapitel: Der Kultusminister	42
8. Kapitel: Der Ministerpräsident	50
9. Kapitel: Das Duo	55
10. Kapitel: Die Ministerpräsidentin wankt	78
11. Kapitel: Hofeditz trifft der Schlag	93
12. Kapitel: Die Revolution bricht aus	108
13. Kapitel: Der Königstreue	114
14. Kapitel: Das Musical	124
15. Kapitel: Der Prozess	137
16. Kapitel: Der Weltuntergang und seine Folgen	151
17. Kapitel: Virtuelle Unsterblichkeit	160
18. Kapitel: Die Gegenrevolution	165





# 1. Kapitel: So fing's an

Irgendein gescheiter Mensch hat vor einiger Zeit herausgefunden, dass der Flügelschlag eines ganz winzigen Schmetterlings, sagen wir einmal im fernen Australien, ungeahnte Folgen für die ganze Welt haben kann. Der Flügelschlag löst einen Windhauch aus, dieser Windhauch weht zufällig irgendeinen kleinen Gegenstand weg. Das löst wieder etwas aus, und die Wirkungen schaukeln sich immer mehr auf, werden immer gravierender, bis es schließlich zu einer Klimakatastrophe kommt – und alles nur wegen des Flügelschlags eines winzigen Schmetterlings.

Aber ich will hier nicht zu theoretisch werden. Es gibt einen Witz, den ich schon vor Jahren gehört habe und der meines Erachtens die grundlegenden Erkenntnisse der ‚Chaosforschung‘ (von nichts anderem spreche ich gerade) auf humorvolle Weise noch besser erklärt.

Ein Golfspieler trifft den Ball mit zu großer Kraft. Der Ball landet auf einem Baum in einem Wespennest. Die Wespen schwirren wütend heraus und auf eine nahe gelegene Straße. Dort attackieren sie einen Radfahrer, der daraufhin vor Schreck von seinem fahrbaren Untersatz herunterfällt und liegen bleibt. Ein Autofahrer will ihm ausweichen, landet dabei aber an einem Baum. Das Auto geht in Flammen auf und steckt das dürre Gras an. Nicht lange, und ein riesiger Waldbrand ist entstanden.

Der Golfspieler, der dies alles verfolgt hat, überlegt: ‚Ich müsste doch wieder einmal eine Trainerstunde nehmen.‘

Genauso beginnt auch die Geschichte, die ich hier erzählen will. Das heißt, nicht genauso, denn der Auslöser war kein Golfball, sondern etwas ganz anderes. Die Universität hatte beschlossen, den neuen Lehrstuhl für Bayerische Literatur einzurichten.

Der Begriff ‚Lehrstuhl‘ muss laut Duden bekanntlich mit ‚eh‘ geschrieben werden. Ich bin aber der Meinung, man sollte ihn mit zwei e schreiben. Denn kaum dass so ein Lehrstuhl besetzt ist, kann es sein, dass dessen Besetzer oder Besitzer eigentlich schon wieder weg

ist: Er hat an irgendeinem Forschungsvorhaben zu arbeiten begonnen.

Forschung kann etwas sehr Sinnvolles sein, wenn beispielsweise ein Mediziner eine schwere Krankheit erforscht, um sich über mögliche Therapien Gedanken zu machen. Ich kenne aber auch Forschungsvorhaben von ganz anderer Art. Sie beginnen damit, dass der Forscher zunächst einmal danach forscht, wie man einen Forschungsauftrag bekommen könnte.

Dabei sind ein paar Dinge zu beachten. Von entscheidender Bedeutung ist erfahrungsgemäß, dass ein Forschungsauftrag möglichst kompliziert formuliert wird.

Wenn man etwa erforschen will, warum in Grönland weniger Kinder barfuß laufen als in Afrika, ist zunächst ein anspruchsvoller Titel zu wählen. Beispielsweise: ‚Die klimatische Kausalität der Nudopedestrie septentrionischer Regionen im Verhältnis zu meridianischen Regionen‘.

Das Wichtigste aber ist, dass man erforscht, wie für solch eine Forschung die nötigen, meist nicht geringen Mittel zu beschaffen sind. Dazu gibt es seit einiger Zeit das Forschungsvorhaben über die ‚Beschaffung von Forschungsmittel in einer mittellosen Zeit‘. Leider ist noch nicht absehbar, wann es abgeschlossen sein wird. Daher ist der Forscher bis auf Weiteres auf Eigenforschungen angewiesen.

Interessanterweise findet fast jeder Forscher innerhalb recht kurzer Zeit Möglichkeiten für die Beschaffung von Forschungsmitteln. Damit wiederum besorgt er sich zunächst Forschungskräfte und dann Forschungsräume sowie Forschungsmaterial.

Fast alle Forschungen dieser Art enden damit, dass man zu dem Forschungsergebnis gelangt: Um wissenschaftliche Fortschritte auf dem jeweiligen Gebiet zu erzielen, sind weitere Forschungen unabdingbar notwendig.

Aber ich schweife ein wenig ab. Zurück zur meiner Geschichte!

Irgendwann und wie hatte also die Fakultät der Universität beschlossen, diesen Lehrstuhl für Bayerische Literatur einzurichten. Merkwürdigerweise hatten sich nur zwei Kandidaten beworben.

Der eine war Wolfgang Pleiner, ein gebürtiger Salzburger, der seit seinem zweiten Lebensmonat in Bayern lebte, viele Jahre als Lehrer gewirkt hatte und alle akademischen Qualifikationen mitbrachte. Dazu hatte er eine ganze Reihe hervorragender Bücher über bayerische Literatur verfasst.

Der zweite Vertreter, ein gewisser Jens-Uwe Hofeditz, stammte aus Bremen. Sein Forschungsgebiet waren Kinderreime aus aller Herren Ländern. Dabei hatte er in seinem großen Buch zu dieser Thematik auch den bayerischen Kinderreimen ein Kapitel gewidmet. Ansonsten hatte er zur bayerischen Sprache weniger Verhältnis als ein Pagei zum Tiefseetauchen.

Der Dekan der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften, ein gewisser Dieter Klawuttke aus Wernigerode, der den Lehrstuhl für Schwerbehinderten-Linguistik innehatte, war vor Kurzem mit seiner Bewerbung an der Universität Salzburg durchgefallen. Er hielt ein flammendes Plädoyer für Jens-Uwe Hofeditz, indem er darauf aufmerksam machte, dass die Fakultät bei einer Berufung dieses Mannes die Aussicht auf enorme zusätzliche Forschungsmittel habe. Und dies gab den Ausschlag, dass Hofeditz am Ende des Berufungsverfahrens als gleich geeignet wie sein österreich-bayerischer Kollege angesehen wurde. Damit lag die Entscheidung beim Kultusministerium.

Da die Universität drängte, blieb den zuständigen Damen und Herren nur eine sehr kurze Überlegungszeit. Wie es der Zufall wollte, wurde der fachkundige Leitende Ministerialrat Winninger aber just in dieser Zeit zum Leiter der Staatsbibliothek in Passau ernannt und war dabei, seine Stelle zu räumen. So musste sich dessen Stellvertreter mit der Sache befassen. Er war mit einer Österreicherin verheiratet und hatte an demselben Tag, an dem er dem Minister seinen Vorschlag unterschriftsreif vorlegen musste, einen Riesenkrach mit sei-

ner Gattin. Die Frau hatte ihn daraufhin noch in den Morgenstunden verlassen und war zu ihrer in Salzburg lebenden Mutter abgereist.

Infolgedessen fand der Minister auf seinem Schreibtisch eine Liste vor, auf der Hofeditz an erster Stelle rangierte. Auch er hatte an diesem Tag gewaltigen Ärger bekommen. Ein Zeitungsjournalist hatte heftige Kritik an ihm geübt, weil er für die Welturaufführung des Werkes ‚Sadom und Sedum‘, das von dem Bremer Zwölftonmusiker L. A. Bättsch stammte, weniger Mittel zur Verfügung gestellt hatte als für eine Mozartaufführung. Der Artikel erhob den Vorwurf der „Austrophilie“, und zum Beweis wurde unter anderem angeführt, dass die Schwester des Ministers mit einem Grazer verheiratet sei. Das Ganze gipfelte in einer Rücktrittsforderung.

Nach alledem war es kein Wunder, dass der Minister nach genauem Studium der Unterlagen, betreffend die Besetzung des Lehrstuhls für Bayerische Literatur, dem Vorschlag seines Ministerialbeamten folgte. Er sah darin eine Möglichkeit, sozusagen Wiedergutmachung zu leisten.

Das war also der Anfang.

Aber wie das meistens bei den Anfängen ist: Am Anfang ist noch gar nicht sichtbar, welche Folgen diese, wenn man so will, Kleinigkeiten oder Zufälle nach sich ziehen werden.

Sie erinnern sich an den Schmetterling beziehungsweise an den Golfball? Wäre der Schmetterling eine Stunde später weggeflogen, hätte sein Flügelschlag vielleicht keine Klimakatastrophe ausgelöst; hätte der Golfspieler verschlafen, hätte er vielleicht nie zu dem verhängnisvollen Schlag angesetzt. Und hätten nicht die Familie des Ministerialrats gerade an diesem Tag ihren Streit bekommen, vielleicht wäre alles anders ausgegangen.

Aber der Anfang war nun einmal gemacht und hatte den Stein ins Rollen gebracht. Das heißt natürlich nicht, dass es in unserer Geschichte nicht erneut eine ganze Reihe von Kleinigkeiten geben wird, die auf das Gesamtgeschehen einen entscheidenden Einfluss haben.

Denn es ist ja wohl eine in der Naturwissenschaft bekannte Tatsache, dass die Ursache immer im winzig Kleinen liegt. Denken Sie nur an die heute als gültig anerkannte Theorie von der Entstehung der Welt, wo alles aus einem einzigen Teilchen hervorgegangen sein soll.

## **2. Kapitel: Die Anfänge des Herrn Hofeditz**

Sobald der Ruf an den Lehrstuhl für Bayerische Literatur an ihn ergangen war, traf Hofeditz am neuen Ort seines Wirkens gewisse Vorbereitungen. Denn er hatte, so viel sei an dieser Stelle schon verraten, ganz offensichtlich große Pläne.

Als Erstes trat er aus der Partei aus, der er bisher angehört hatte – sie war in dem Bundesland, in dem er eben noch gewirkt hatte, seit vielen Jahren am Ruder. Dafür wurde er nun Mitglied der Bayerischen Landespartei. Er vollzog diesen Schwenk keineswegs in aller Stille, sondern ließ alle davon wissen, die im Lande etwas zu sagen hatten.

Jedem Minister und auch anderen wichtigsten Persönlichkeiten in hohen Staatsämtern schrieb er einen persönlichen Brief. Darin führte er aus, sein Eintritt in die Partei sei vor allem darauf zurückzuführen, dass er das Wirken des jeweiligen Herrn oder der jeweiligen Dame uneingeschränkt bewundere. Er erbot sich, sein ganzes wissenschaftliches Wirken in den Dienst des Staates zu stellen, der ihn so ehrenvoll berufen habe, aber auch „Ihnen, hochverehrter Herr Minister“ – in anderen Schreiben war es eben eine hochverehrte Frau Ministerin, ein hochverehrter Herr Staatssekretär oder eine hochverehrte Frau Staatssekretärin – zuzuarbeiten. Es sei ihm, so schrieb er weiter, schon an seiner bisherigen Wirkungsstätte ein großes Anliegen gewesen, endlich einen Aufsatz des jeweiligen Herrn oder der jeweiligen Dame für sein weltweit Furore machendes, im Entstehen begriffenes Buch ‚Große Geister unserer Zeit‘ zu gewinnen. Nun, da er sich

in Bayern befinde, habe er endlich den Mut gefasst, dieses Anliegen vorzutragen.

Die Angesprochenen oder vielmehr Angeschriebenen fühlten sich sehr geschmeichelt und gaben als Erstes die Anweisung, Hofeditz zu sämtlichen Staatsempfängen einzuladen. Dann beauftragten sie ihre Redenschreiber, einen Beitrag für das Buch zu schreiben und darin ihr Wirken gebührend herauszustellen.

Schon nach kurzer Zeit hatte Hofeditz die Kulturszene des Landes genau erforscht. Er stellte fest, dass es zwei rivalisierende Dichter- oder Schriftstellergilden gab. Eine beim Publikum sehr angesehene nannte sich ‚Hofschreiber‘. Ihre Mitglieder waren eher konservativ.

Die andere Gruppe waren die aufmüpfigen ‚Litokriten‘. Ihr hervorstechendstes Kennzeichen war ihre vollständige Humorlosigkeit. Doch für alle Politiker im Lande, die sich selbst als ‚fortschrittlich‘ ansahen, gehörte es zum guten Ton, die Litokriten großartig zu finden. Und die Konservativen hatten Angst davor, sie nicht großartig zu finden. So kam es, dass die Mitglieder dieser Vereinigung sämtliche Literaturpreise einheimsten, die im Lande zu vergeben waren.

Hofeditz nahm sich zunächst einmal die Hofschreiber vor und schrieb einen umfangreichen Brief an den Präsidenten derselben, einen gewissen Wilhelm Friedrich. Darin erklärte er, dass er an seiner bisherigen Wirkungsstätte schon mehrere Vorlesungen über die literarische Tätigkeit der Hofschreiber gehalten habe und dass es sein sehnlichstes Anliegen sei, die ihm fast unbegrenzt für Literatur zur Verfügung stehenden Geldmittel zur Förderung dieser Schriftstellergruppierung zu nutzen. Er habe auch eine ganze Reihe von Verlagen an der Hand, die nur darauf warteten, Bücher von und mit den Hofschreibern zu gestalten. Eine besondere Ehre und Freude wäre es ihm natürlich, schrieb er, bei einer der Veranstaltungen der Hofschreiber eingeladen zu werden und dort einmal selbst über seine zukünftigen Aufgaben und Vorhaben sprechen zu können.

Es versteht sich wohl von selbst, dass die Einladung von Wilhelm Friedrich nicht lange auf sich warten ließ. Dieser lud sogar kurzfristig

den zunächst für die Festansprache der alljährlich stattfindenden ‚Hofschreiberpreisverleihung‘ ausgesuchten verdienten Heimatpfleger Alfons Schottenmüller aus und dafür Hofeditz ein. Und der nutzte natürlich die Gelegenheit, die sich ihm bot, um sich in Szene zu setzen.

Zunächst klärte er die anwesenden, allesamt aus Bayern stammenden Hofschreiber auf, was überhaupt ‚bayerische Literatur‘ sei. Er habe in seinen umfangreichen Forschungen das Wesen des Bayerischen ganz genau ergründet. Ausgehend von diesen neuesten Untersuchungen habe er einige Kriterien aufgestellt und sie dann auf die literarischen Erzeugnisse der Hofschreiber angewandt. Dabei sei, so erklärte er der betrübteten Festversammlung, unterm Strich nicht sehr viel übrig geblieben, weder bayerisch noch literarisch. Er bemängelte die Schreibweise der meisten Hofschreiber. Sie stimme in vielen Punkten absolut nicht mit den von ihm festgesetzten allgemeingültigen Mundartfixierungen überein. Mundart, so meinte er feststellen zu können, sei ganz und gar nicht die Stärke der Hofschreiber. Vieles sei fehlerhaft, nicht durchdacht, inkonsequent und mit der bayerischen Sprachgeschichte nicht vereinbar.

Den Schluss der Rede bildete sein hoffnungsvoller Ausblick, dass sich nunmehr alles zum Besseren wenden könne. Durch die Schaffung des Lehrstuhls für Bayerische Literatur und dank seiner Berufung seien die Voraussetzungen geschaffen, die literarische Produktion der Hofschreiber, bisher in vieler Hinsicht laienhaft, auf ein neues Niveau zu heben. „Die bayerische Literatur“, so seine Worte, „ist etwas Wissenschaftliches, ja sogar höchst Wissenschaftliches. Ich werde den Menschen dieses Landes systematisch vermitteln, dass die bayerische Sprache und die bayerische Kultur untrennbar miteinander verbunden sind. Und ich“, rief er leidenschaftlich aus, „ich werde diese bayerische Kultur zu einer neuen Blüte bringen. – All denen, die jetzt aufgrund meiner gerade dargestellten Untersuchungen zu resignieren beginnen, all denen sei gesagt, dass ich ab dem kommenden Wintersemester Vorlesungen und Seminare anbiete, in de-

nen sie systematisch sprechen und schreiben lernen. Und so lade ich“, schloss er seinen Vortrag, „Sie, verehrte Hofschreiber, ein, sich in meinem eigens für Sie angebotenen Seniorenstudium zu immatrikulieren. So werden Sie dem hehren Anspruch, den die Hofschreiber an sich selbst stellen, wenigstens einigermaßen gerecht werden.“

„Guat hat er gredt“, meinte anschließend beim Hofschreiber-Stammtisch der sich stets modern gebende Hofschreiber Karlfried Schreiber. Der 93-jährige, schon etwas schwerhörige Senior der Hofschreiber, Erwin Hupfaut, dagegen fragte: „Was hat er denn eigentlich gsagt? I hab des meiste net verstandn.“

„Denk dir nix“, schrie ihm der humorvoll-kritische Herbert Schuster ins Ohr „I hab zwar verstandn, was er gsagt hat, aber er hat eigentlich gar nix gsagt. Des dafür aber sehr ausführlich.“

Hofeditz' nächster Auftritt war der bei der anderen Schriftsteller-Gruppierung, bei den Litokriten. Dort schlug er ganz andere Töne an, wusste er doch, dass man durch eine gute Beziehung zu ihnen am ehesten zu Literaturpreisen und Forschungsmitteln kommen konnte. Denn es ist eine bekannte Tatsache, dass sich Konservative immer linke Alibis suchen, um ihre Liberalität zu bekunden, und darin bestand das wichtigste Erfolgsgeheimnis der Litokriten. Außerdem hatte jeder im Lande ein wenig Angst, sich mit diesen Leuten anzulegen, da sie erheblich aggressiver waren als die biedereren Literaten aus der konservativen Ecke.

Ich habe im Zusammenhang mit den Litokriten gerade das Wort ‚Erfolg‘ gebraucht. Jetzt gibt es natürlich verschiedene Arten von Erfolg. Wer ganz oberflächlich an die Sache heranging, der hätte gesagt, dass die Hofschreiber ausgesprochen erfolgreich waren. Sie sorgten landauf, landab immer wieder für publikumsträchtige Veranstaltungen. Nur gibt es im Kulturbetrieb eine eiserne Regel, die sich auch hier bewahrheitete: Die Bezuschussung steht grundsätzlich im umgekehrten Verhältnis zum Publikumsinteresse.



Trotzdem waren die Litokriten nicht immer glücklich mit ihrer Lage. Während nämlich die Hofschreiber jeden Monat bei ihren Lesungen ein ausverkauftes Haus hatten, lasen sie meist nur vor ihrer mitgebrachten Verwandtschaft. Die Veranstaltungen der Litokriten spielten sich meist im sogenannten ‚Kulturpalast‘ in der Landeshauptstadt ab. Die kleinsten Zimmer dort waren für zehn Personen konstruiert. Doch es ließ sich nicht vermeiden, dass selbst sie bei solchen Anlässen recht leer wirkten. Daher wurde im städtischen Kulturreferat der Vorschlag erörtert, die Wände zu verspiegeln, um den Eindruck eines großen Auditoriums zu erwecken.

Ein besonderer Gönner der Litokriten war ein Vertreter der konservativen Partei, ein gewisser Roland Theophil Froschmeier, der sich selbst als bedeutenden Maler, Lyriker, Essayisten, Bildhauer, Architekten, Komponisten und Klaviervirtuosen einschätzte. Die Litokriten ermöglichten ihm regelmäßig den Zugang zu ihrer bestsubventionierten Zeitschrift. Da durfte er ausgiebig seiner Lyrik frönen.

Zurück zu Hofeditz. Der hatte sich vor seinem Vortrag natürlich genau kundig gemacht und zitierte die Schriften der Litokriten als leuchtende Beispiele engagierter Literatur des Volkes, der Heimat und des Stammes. Er versprach, unter dem Beifall der Anwesenden, sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln für die Förderung dieser Werte einzusetzen. Und da er sich im Vorfeld auch mit Froschmeier befasst hatte, las er als Beispiel für besonders gelungene Gegenwartslyrik dessen Beitrag mit dem Titel ‚Wanne‘ vor, der folgendermaßen lautete:

*Wanne  
mei anne  
oschaug  
dann spanne  
ohne mei anne  
kanne, ja kanne  
nimmermehr sei.*

So oder ähnlich verfuhr Hofeditz in der ersten Zeit nach seiner Berufung bei all seinen Auftritten. Kein Wunder, dass er schon nach kurzer Zeit Mittel von der Stadt, vom Kultusministerium und diversen anderen Organisationen erhielt, die ihm erlaubten, eine eigene Zeitschrift herauszugeben. Er nannte sie ‚Der Gegenwartsliterat‘. Die Zahl der Leser blieb zwar auch nach Jahren immer noch eng begrenzt. In der Hauptstadt wurden regelmäßig weniger Exemplare abgesetzt, als von dem ostfriesischen Blatt ‚Der Wattwanderer‘ im Landkreis Freyung-Grafenau verkauft werden konnten. Das betrückte Hofeditz aber keineswegs. Im Gegenteil: Er verkündete bei allen sich bietenden Gelegenheiten, dass ‚Der Gegenwartsliterat‘ das maßgebende Organ für Literatur in unserem Land, ja für die gesamte deutsche Literatur sei.

So ist es nicht erstaunlich, dass Hofeditz schon nach kurzer Zeit sämtlichen Gremien angehörte, die auf dem Gebiet der Kultur irgendetwas zu sagen hatten. Er saß im Medienrat, im Rundfunkrat und ausnahmslos in sämtlichen Juries, die über die Vergabe von Literaturpreisen entschieden.

### **3. Kapitel: Der Waldbund**

Der Waldbund war im Lande eine Institution. Keine Volksmusikgruppe konnte es sich leisten, sich mit dieser Brauchtumsvereinigung anzulegen. Der Waldbund bestimmte darüber, was echt und bayerisch war. Wehe, wenn sich irgendeinen Musikant, eine Sängerin oder ein Sänger erdreistete, etwas öffentlich aufzuführen, was nicht vom Waldbund abgesegnet war! Und wehe, wenn der große Vorsitzende desselben, Xaver Wackersbauer, bei irgendeiner Gelegenheit sagte: „Habt ihr schon die Tissendorfer Dirndl gehört, was die gesungen haben? Da ist eine Zeile dabei, die ist nicht echt.“

Dieses „nicht echt“ bedeutete in der Regel das Aus für die jeweilige Gruppe. Wer sich nicht mehr der Gunst des Xaver Wackersbauer erfreute, dem drohte wie ein Damokles-Schwert dieses Urteil „nicht echt“.

Es gab vieles, was als „nicht echt“ eingestuft werden konnte. Beispielsweise eine Kadenz, die – wenigstens nach Wackersbauers Urteil – nicht ins volksmusikalische Bild passte. Vor allem aber war es der Text, der sich strikt an die bayerisch-alpenländischen Vorgaben halten musste. Als echt anerkannt wurde für gewöhnlich alles, was sich um Almauf- und abtrieb, Jäger und Wildschützen, den Jahresablauf, Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter und die Liab vom Dirndl zum Buam drehte. Verirrte sich jemand in andere Gefilde, dann wurde es gefährlich.

Nicht nur für den Text gab es strenge Regeln. Ebenso streng war die Kleiderordnung für die Auftritte. Wenn das Gwand und die Tracht nicht ganz genau stimmten, dann war das ähnlich verhängnisvoll, als wenn jemand im Text mit dem Mähdrescher statt mit „de Rooß“ über das Feld gefahren wäre.

Auch die Frisuren unterlagen einer Art Zensur. Wehe, die Dirndl ließen sich einfallen, sich die Haare einmal kurz schneiden zu lassen. Als die Hartlfinger Madln sich dies einmal leisteten, wurden sie mit vier Jahren Sperre bestraft. Und da sie damals schon weit über die dreißig waren, mussten sie sich hernach in ‚Hartlfinger-Sängerinnen‘ umbenennen, bekamen aber bei den großen Hoagascht-Veranstaltungen nie mehr einen guten Platz im Programm. Das war ein echter Nachteil, weil einige dieser Veranstaltungen sogar im Rundfunk oder Fernsehen übertragen wurden und dadurch eine gewisse Einnahmequelle bedeuteten. Wobei der Wackersbauer-Xaver immer verkündete, dass es in der Kultur auf keinen Fall ums Geld gehen dürfe.

Beinahe hätte ich es vergessen. Der Wackersbauer-Xaver betrieb zusammen mit seinem Bruder eine große Musikalienhandlung und hatte außerdem ein eigenes Tonstudio, in dem er die echtsten aller echten Musikstücke und Gesänge aufnahm. Seine Frau hatte ein sehr

angesehenes Trachtengeschäft, in dem selbstverständlich nur verkauft wurde, was ebenfalls ganz und gar echt war.

Bei vielen der erwähnten Hoagarten, bei denen vornehmlich gesungen und musiziert, aber auch da und dort ein paar verbindende Worte gesagt wurden, fungierte der Xaver höchstpersönlich als Sprecher. Die reizvollen Texte zu diesen Darbietungen entwarf er meistens selbst. Hier eine kleine Kostprobe:

„So, liebe Leit, jetzt san ma wieder da. Wir ham uns wieder eingfundn zu unserem Sängler- und Musikantentreffen in Englpolding. Eine ganze Reihe von Sänglerinnen und Musikanten ist dem Aufruf gefolgt, und jetzt, liebe Leitl, horchts euch an, was wir euch vorspuin und vorsingen werdn. Wir fangen an mit den Mitterleitner Buam, die uns des Lied vom ‚Scheena Fruajahr‘ singen werdn. Begleitet werdn sie auf der Zither vom Ampflwacher-Sepp, der jedem echten Volksmusikanten ein Begriff ist. Sepp, hast dei Instrument dabei? Also guat, dann fang ma o! Buama, singts oans!“

Buama, die schon weit in den Sechzigern waren, fingen nun mit einem Lobpreis des Frühjahrs an. In der Regel, jedenfalls wenn er ‚echt‘ sein soll, läuft der Lobpreis so ab: Man freut sich, dass das Frühjahr da ist, weil’s dann wieder aufwärts geht. Der beginnende Lenz dokumentiert sich in dem Lied vor allem dadurch, dass alles wieder grün, oder vielmehr „grea“, wird und dass die Bäume zu blühen beginnen. Ja, häufig ist auch von Vogerln die Rede, die jetzt ihr Frühjahrslied singen.

Im Mittelpunkt steht aber fast bei all diesen Frühjahrsliedern der Almauftrieb, die Sennerin, die die Küah und Kalma wieder aufetreibt auf die Alma. Als Prototyp eines Frühjahrsliedes können also folgende Zeilen gelten:

*Jetzt fangt des scheene Fruahjahr o.*

*Da treibn mas’ aufi auf de Alma,  
unsere Küah und unsere Kalma.*

*Da treibn mas’ aufi auf die Höh.*

*Holladiridiah, da drobn is’ shee.*

Nachdem das Frühjahrslied beendet ist, tritt der Wackersbauer-Xaver wieder ans Rednerpult, bedankt sich bei den Buam für des „scheene Fruahjhrsliad“ und kündigt dann in etwa wie folgt die nächste Gruppe an:

„So, nachdem jetzt unsere Buama des scheene Liad vom Fruahjahr gsunga ham, geht’s weiter in unserm Programm. I gfreu mi, dass unsere Mooslechner-Dirndln heut zu uns kemma san. Wenn i mi net täusch, habts ihr aa a Liad mitbracht? Geh, Monika, wia hoaßt’n euer Liad?“

„Jetzt fangt da scheene Sommer o.“

„Aha“, meint darauf der Wackersbauer-Xaver, „jetz ham ma schon des Liad vom Fruahjahr ghört, jetz san ma gspannt, was uns da Sommer bringt. Könnts uns des Liad aa singa?“

„Also dann, auf geht’s!“ ,juchzt die Monika. Die drei Mooslechner-Dirndln, die schon in den Fünfigern sind, besingen nun den Sommer. Weil es natürlich ein ‚echtes‘ ist, lautet der Text so:

*Jetzt fangt der scheene Sommer o.*

*Da san ma droma auf de Alma,*

*bei de Küah und bei de Kalma.*

*Ja, auf da Alm is Sommerzeit.*

*Holladiridiah, des is a Freud!*

Nach diesen eindrucksvollen Zeilen betritt wiederum der Xaver das Rednerpult, bedankt sich bei den ‚Dirndln‘, die in ihrem Lied ein eindrucksvolles Bild des almerischen Lebens im Sommer gezeichnet hätten, und meint, dass es ja nicht nur das Fruahjahr und den Sommer gebe, sondern auch noch den Hirgscht. Und darüber wüssten jetzt die Geschwister Daxlrieder zu berichten. Er begrüßt sie mit den Worten:

„Nett, dass’ zu uns kemma seids zu unserm Musikantentreffen. Habts ihr uns aa a Liadl mitbracht, des was’ uns vortrag’n könnt’s? Also dann, Quirin, wia waars, wennst as uns singa daadst?“

Und jetzt bekommen die liabn Leit im Saal den Prototyp des Herbstliedes zu hören:

*Jetzt fangt da schöne Hirscht wohl o.*

*Da treibn mas' abe von de Alma,  
unsere Küah und unsere Kalma.*

*Da treibn mas' abe von der Höh.*

*Holladiridiah, da drobn war's schee.*

Der Xaver meint am Ende, dass der Herbst wohl schon immer Dichter und Sänger zu besonders eindrucksvollen lyrischen Versen beflügelt habe. Und dass die Geschwister Daxlrieder gerade ein eindrucksvolles Zeugnis dafür geliefert hätten, wie bei uns im Volk die Schönheit des Herbstes in Wort und Ton eindrucksvoll besungen wird. „Ja, aber“, meint er dann, „was wär das Jahr, wenn es nicht auch einen Winter gäbe? Denn wir ham ja bekanntlich nicht nur eine, nicht nur zwei, nicht nur drei, sondern sogar vier Jahreszeiten!“ Auch wenn der Winter oft kalt und eisig sei, das hätt trotzdem seine guten Seiten. Und darüber würden wir jetzt ein Lied hören, das der Kuglhafer-Lenz singt.

„Ja, ihr habts schon richtig gehört, der Kuglhafer Lenz, unser letztes bayerisches Original, das wir noch haben. Trotz seiner 87 Jahre hat er es sich nicht nehmen lassen, zu unserem Sänger- und Musikantentreffen zu kommen.“

Der Kuglhafer-Lenz singt mit einer für sein Alter erstaunlich kräftigen Stimme ein Lied, das sich mit dem Leben auf den Almen und dem Tal im Winter befasst und etwa so geht:

*Jetzt is die kalte Winterszeit.*

*Da liegt der Schnee wohl auf de Alma,  
und die Kuahlan und die Kalma  
san jetzt drunt in eahnam Stall.*

*Holladiridiah, in unserm Tal.*

Vor Jahren hatte der Mundartdichter und Sprachforscher Jeremias Lohhofer für große Aufregung gesorgt. Er hatte nach einer Möglichkeit gesucht, ein wenig neues Leben in die Reihen der „Alma und Kalma“ zu bringen, und deshalb eine fünfte Variante der üblichen Jahreszeitenlieder geschrieben. Sie lautete folgendermaßen:

*Jetzt kimm die schöne Fruahjahrszeit.*

*Heuer kimm i auf die Alma*

*nimma aufe zwengs meim Rheuma.*

*'s Rheuma is fürs Bergsteign Gift.*

*Holladiridiah, i fahr mi'm Lift.*

Diese Zeilen hatten für den größten Skandal auf dem ‚Bayerischen Sprachtums- und Musikantenwettbewerb‘ gesorgt. In der Zeitschrift ‚Der Almauftrieb‘, die übrigens von Xaver Wackersbauer herausgegeben wurde, wurde dieser Veranstaltung eine Sondernummer gewidmet. Dabei wurde auch die „beispiellose Entgleisung“ des Jeremias Lohhofer in einem eigenen Artikel gebührend verurteilt. Alle, die sich dem bayerischen Brauchtum verbunden fühlten, wurden angewiesen, Jeremias künftig zu meiden. Sollte der Sünder ein Lokal betreten, sei es die Pflicht jedes aufrechten Brauchtumsschützers, es sofort zu verlassen. Wackersbauer, der als Vertreter für Kultur- und Brauchtumpflege auch im Rundfunkrat saß, hatte es durchgesetzt, dass Lohhofer in Sendungen und Veranstaltungen des staatlichen Rundfunks und Fernsehens absolutes Auftrittsverbot erhielt.

Inzwischen hat Lohhofer seine Eigentumswohnung in Rosenheim verkauft und arbeitet jetzt als Lektor im Schimmelreiter-Verlag in Schleswig-Holstein.

## 4. Kapitel: Erna Kohlhuber betritt die Bühne

Warum ich so ausführlich über den Waldbund geschrieben habe, wird sich gleich herausstellen.

Hofeditz war schon nach relativ kurzer Zeit klar geworden, wie mächtig diese Vereinigung im Lande war, und sann tagaus, tagein darüber nach, wie er sich dort in eine führende Position hineinmanövrieren könnte.

Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Denken wir wieder an den Schmtterling oder den Golfball!

Zur damaligen Zeit gab es im Lande eine Politikerin, die den bedeutenden Rang einer Staatssekretärin einnahm. Sie verdankte das allein der Tatsache, dass sie allen Ansprüchen genügte, die das fast göttlich verehrte Prinzip des Proporz damals an einen Bewerber stellte. Erstens war sie eine Frau. Zweitens stammte sie aus einem Landesteil, von dem feststand, dass ihm stets eine der führenden Positionen in der Regierung eingeräumt werden musste. Dazu kam, dass sie genau der Konfession angehörte, die für den vollkommenen Proporz in ihrem Ministerium noch gebraucht wurde, und dass sie eine der wenigen Nichtbeamtinnen oder -beamten in den hohen Staatsämtern war.

Ansonsten zeichnete sie nicht viel aus. Dies wirkte sich jedoch auf ihre weitere Karriere nur positiv aus. Bei ihren politischen Auftritten merkte nämlich jedermann, wie es um ihre geistigen Fähigkeiten bestellt war. Das wiederum führte dazu, dass sich die Verantwortlichen in ihrer Partei scheuten, sie vor großem Publikum sprechen zu lassen. So trat sie bald nur noch bei kleinen, scheinbar unbedeutenden Anlässen auf.

Es ist ein großer Irrtum, zu meinen, Politiker erreichten dann am meisten, wenn sie vor einem möglichst großen Publikum sprechen. Bei den Großveranstaltungen der Parteien sind meistens ohnehin nur diejenigen da, die diese Partei sowieso schon wählen – ausgenommen vielleicht ein paar Störer, die man aber sowieso nicht überzeugen kann.



Ah ja, beinahe hätte ich es vergessen, der Name der Politikerin war Erna Kohlhuber. Sie durfte bei kleineren Veranstaltungen allenthalben ihre Grußworte entrichten. Außerdem gehörte sie einer ganzen Reihe von Gremien an, darunter auch solchen, die beträchtlich weniger Geldsorgen hatten als der Finanzminister. Und sie saß in der Vorstandschaft von ein paar Dutzend Vereinen.

Unsere großen Politiker bemühen sich ja in der Regel nicht um den TSV Unterheimbach oder die Sportfreunde Waglfing, sondern nur um die großen Vereine oder gleich um die Nationalmannschaft. Mit der zeigt man sich ja nach dem Sieg in einem internationalen Turnier gern auf dem Balkon des Rathauses in der Landeshauptstadt und tut so, als hätte man selbst und nicht der Mittelstürmer das 2:1 geschossen.

Vor diesen Aufgaben blieb Erna Kohlhuber, wie gesagt, verschont. Aber sie hatte nicht zuletzt dank der finanziellen Möglichkeiten von diversen Vereinigungen, denen sie angehörte, einiges zu sagen. Ihre Hauptaufgabe bestand, wie schon angedeutet, im Aufsagen von Grußworten bei Fahnenweihen, 25 Jahr-Feiern von Kleingartenvereinen, Dackelzüchtervereinen, vor allem aber bei schulischen Anlässen aller Art, die ihrem Minister nicht groß genug erschienen und bei denen in der großen Tagespresse vermutlich kein Foto zu erwarten war. Genau dort stand Erna Kohlhuber ihren Mann oder vielmehr ihre Frau.

So kam sie in der Regel jeden Tag auf drei bis vier Festveranstaltungen, und man konnte es ihr nicht übel nehmen, dass sie für diese Veranstaltungen nicht immer eine eigene Rede parat hatte. Zur Lösung dieses Problems hatte sie sich ein bestimmtes Muster zurechtgelegt. Der Zufall wollte es, dass sie Mitglied des Otterkringer Kegelklubs ‚Alle Neune‘ war und diese Sportart heiß und innig liebte. So entwickelte Erna Kohlhuber eine bemerkenswerte Eigenheit: Sie kam bei ihren Grußworten nach ein paar Einleitungssätzen sofort auf das Kegeln zu sprechen – denn darin kannte sie sich aus – und bestritt damit einen Großteil ihres Vortrages.

Wenn sie also beispielsweise bei der Einweihung eines Schulzentrums sprechen musste, hörte sich ihre Rede etwa so an:

„Sehr geehrter Herr Oberschulrat, sehr geehrter Herr Schulleiter, verehrte Lehrerinnen, sehr geehrte Lehrer, liebe Eltern, liebe Kinder! Ich freue mich und bin glücklich, dass ich die Ehre habe, bei der Eröffnung der neuen Gamsacher Schule das Grußwort zu entrichten. Wenn ich euch so aufgereiht sehe, liebe Kinder, wie die Kegel, dann muss ich immer ans Kegelscheiben denken. Zunächst einmal sind alle noch in voller Zahl vorhanden, dann trennen sich die Wege, und die Kugel des Lebens rollt. Den einen verschlägt es dorthin, den anderen dahin ...“

Falls es sich um die Einweihung einer Sportstätte handelte, war ihre Aufgabe natürlich noch leichter. Als der FC Birnbrunn einen neuen Fußballplatz mit Vereinsheim bekam und die Frau Staatssekretärin dazu ein Grußwort entrichten durfte, verwies sie erst auf die segensreiche Wirkung des Sportes, vor allem aber des Fußballsportes. „Was wäre“, sagte sie, „aber der Fußballsport ohne den Ball, der, wie der frühere Bundestrainer Sepp Herberger einmal gesagt hat, rund ist und von dem man nicht weiß, wohin er rollt. Man kann ihm zwar mit dem Fuß oder mit dem Kopf eine gewisse Richtung geben, aber über einen Erfolg entscheidet außer dem Können auch das Glück des Augenblickes, ähnlich wie beim Kegelscheiben ...“

Bei einer Zusammenkunft der Hockeyschiedsrichter gelang ihr eine besonders elegante Lösung: Sie kam über einen hübschen Schüttelreim schnell zur Sache, indem sie sagte, dass Schiedsrichter sich durch ihre Regelkunde auszeichneten, aber auch eine Kegelrunde etwas Wichtiges sei.

Mit der Zeit entwickelte also diese Staatssekretärin eine unglaubliche Fähigkeit, sämtliche wichtigen oder unwichtigen Dinge des Lebens auf den Punkt oder vielmehr die Kugel zu bringen. Getreu dem Motto: „Wer nichts zu sagen hat, kann überall mitreden“ wurde sie bald zur Hauptrednerin bei allen wichtigen Ereignissen landauf, landab. Egal was der Anlass oder Inhalt der Veranstaltung war, nichts

hielt sie davon ab, auf ihr Hobby überzuleiten und darüber zu plaudern, gleich ob es sich um das Jubiläum eines Kaninchenzüchtervereins handelte, die Eröffnung der Esoterik-Messe oder die Gedenkfeier zum Tod des Wildschützen Jennerwein, der ja bekanntlich einer heimtückischen Kugel (!) zum Opfer gefallen war.

Eines Tages nun passierte der Staatssekretärin etwas völlig Unvorhergesehenes, das sie längere Zeit völlig verunsichern sollte. Da sie beträchtliche Routine in der beschriebenen Kunst der eleganten Überleitung entwickelt hatte, erkundigte sie sich meist gar nicht mehr vorher, bei welcher Gelegenheit sie zu sprechen habe, und überließ alles der Eingebung des Augenblicks. So brachte sie ihr Chauffeur wieder einmal im Dienstwagen an den Ort ihres Auftritts, und erst beim Aussteigen fragte sie: „Zu was muss ich denn heute reden?“

Da erfuhr sie, dass sie die Festansprache zur 50-Jahr-Feier des Kegervereines ‚Die lustigen Kranzler‘ halten sollte. Zunächst einmal war sie freudig überrascht: Das war ja sozusagen etwas wie ein Heimspiel! Doch dann, als sie das Rednerpult betrat, kam sie ins Schleudern. Bis dato hatte sie ja immer einen Ausgangspunkt für einen Vergleich zur Verfügung gehabt, gleich ob es die wie Kegel aufgereihten Schüler, der rollende Fußball oder was auch immer war. Aber nun fehlte ihr dieser Ausgangspunkt oder, wie der Lateiner sagt, das *Primum comparationis*. „Das Kegelscheiben, äh, vielmehr das Kegeln, ist ... wie ...“, begann sie. Aber dann fiel ihr nichts mehr ein. Wie sollte sie denn das Kegeln mit dem Kegeln vergleichen? Schließlich rang sie sich zu dem Satz durch: „Das Kegelspielen ist einfach ein Spiel in Bayern – äh – äh ...“

Aus dieser peinlichen Verlegenheit befreite sie der Vorsitzende des Keglerbunds, und das war kein anderer als Xaver Wackersbauer. Er eilte auf die Bühne, trat ans Pult und schüttelte der Staatssekretärin die Hand. „Vielen Dank, Frau Staatssekretärin, für diese bewegenden Worte!“, verkündete er strahlend. „Niemand hätte es kürzer und prägnanter ausdrücken können, was uns alle bewegt. Kegeln ist ein Spiel, das in Bayern Tradition hat. Bayern und Tradition gehören zusam-

men, denn was wäre Tradition ohne Bayern? Und was wäre Bayern ohne Tradition? Was wäre die Tradition ohne Freude und die Freude ohne das Brauchtum, unsere Musikanten, unsere Sängerinnen?“

Und dann war er schon mitten in seinem Metier und hielt eine zündende Ansprache. Dabei bezog er sich immer wieder auf die Aussage der Frau Staatssekretärin und meinte am Ende, er habe noch selten eine so prägnante Rede gehört, die den Nagel derart genau auf den Kopf getroffen hätte.

Erna Kohlhuber hatte bewegt seinen Worten gelauscht. Keine Frage, hier wurde eine Allianz geschlossen, die für die Zukunft des Landes von enormer Bedeutung war. Die Staatssekretärin wurde nicht nur zur Ehrenvorsitzenden der Kegler, sondern auch des Waldbundes gekürt, und damit war ihr Einflussbereich erneut stark gewachsen.

## **5. Kapitel: Ein Literaturprofessor will nach oben**

Nur wer die gerade erzählte Vorgeschichte kennt, kann verstehen, wie es Professor Hofeditz weiter erging. Dieser hatte in der Zwischenzeit alle sich bietenden Möglichkeiten wahrgenommen, um den Mächtigen im Lande näherzukommen und so seinen Einfluss zu vergrößern. Doch bislang hielt sich sein Erfolg in Grenzen. Bei den üblichen Empfängen war er zwar mit vielen ranghohen Politikern zusammengetroffen. Es war ihm aber nicht gelungen, über ein paar belanglose Worte und den üblichen Händedruck hinaus etwas zu erreichen.

Der Kultusminister hatte, als Hofeditz sich vorstellte, nur die üblichen Worte geflüstert: „Ach, Sie sind das? Wie geht es Ihnen? Was machen die Studenten?“ Und als der Professor etwas von Literatur zurückgeflüstert hatte, meinte er wohlwollend: „Ich habe neulich in einer Zeitung eines Ihrer bemerkenswerten zeitkritischen Herbstgedichte gelesen. Ich muss sagen: hochinteressant, hochinteressant,

auch wenn ich da und dort natürlich von meiner humanistischen Herkunft her gewisse Einwände hätte und Sie die Zeitkritik wahrscheinlich etwas überziehen.“

Hofeditz konnte sich nicht erinnern, dass er jemals ein zeitkritisches Herbstgedicht geschrieben hätte. Er überlegte, wen der Minister gemeint haben könnte. Der hatte ja nun zugegebenermaßen viel um die Ohren, und da hatte er ihn offensichtlich verwechselt mit ... ja, genau, jetzt fiel es ihm ein, mit der Altlyrikerin Carina Waldau-Schluck.

Der Minister hatte ihm noch wohlwollend auf die Schulter geklopft und gesagt, er würde sich sehr freuen, eines dieser Gedichte demnächst handschriftlich von ihm mit seiner Unterschrift zu bekommen. Das wäre natürlich eine große Chance, überlegte Hofeditz.

Da er sich nicht mit fremden Federn schmücken wollte, beschloss er, selber ein zeitkritisches Herbstgedicht zu schreiben, und zwar in der traditionellen Form des Reimes, obwohl er an und für sich dagegen größere Vorbehalte hatte. Er wusste aber, dass der Minister bei allen möglichen Reden von der Ungereimtheit unserer Gesellschaft sprach. Hofeditz schloss daraus, dass der Herr eine Vorliebe für diese traditionelle, eigentlich längst veraltete lyrische Darstellungsweise besaß. Also dichtete er wie folgt:

*Spätherbst*

*Alles fällt.*

*Das Jahr ist schon alt.*

*Es wird langsam kalt.*

*Der Winter kommt bald.*

*Der Vogel im Wald*

*schön langsam schweigt.*

*Wenn 's Jahr sich neigt,*

*ist ein großes Fallen*

*der Natur in allem*

*überall eigen.*

*Nur eines fällt nicht:*

*Die Ölpreise steigen.*

Dieses Gedicht schickte er ein paar Tage nach dem Neujahrsempfang an den Minister ab. Handschriftlich. Er bekam aber darauf nur das übliche Antwortschreiben, das vermutlich schon vor Jahren ein Referent verfasst hatte: dass sich der Minister über die Glückwünsche zum neuen Jahr sehr gefreut habe und er sich weiterhin bemühen werde, trotz der angespannten Finanzlage seinem Amt voll und ganz gerecht zu werden.

Die nächste Begegnung Hofeditz' mit einem ranghohen Politiker fand bei einem Sommerempfang statt, auf dem er dem Landwirtschaftsminister vorgestellt wurde. Dieser nickte huldvoll, als Hofeditz sich vorstellte und etwas von seiner Tätigkeit als Literaturprofessor sagte.

„Ich wollte Ihnen schon längst einmal – äh – wie sagt man da?“ Der Landwirtschaftsminister schaute sich Hilfe suchend nach seinem Referenten um.

„Schreiben“, sagte der.

„Richtig – äh – schreiben“, sagte der Landwirtschaftsminister zu Hofeditz gewandt. „Wie wär's denn, wenn Sie einmal – äh – etwas – äh – für mich machen könnten? Ich habe mit großer Freude in Ihren Bauernromanen die Sinnsprüche über Landwirte gelesen.“

„Gerne, sehr gerne!“, antwortete Hofeditz, obwohl er sich nicht erinnern konnte, je einen Bauernroman mit irgendwelchen Sprüchen über Landwirte geschrieben zu haben.

Der Landwirtschaftsminister reichte Hofeditz seine Visitenkarten. „Im Übrigen“, meinte er sehr freundlich, „steht da gerade – äh – in meinem Ministerium eine Festschrift aus Anlass meines 60. – äh – Geburtstags an. Da könnte ich mir vorstellen – äh –, dass ein paar Ihrer – äh – Sprüchlein – äh, äh – ganz gut hineinpassen würden, Herr von Dieringen!“

Oh Gott, mit von Dieringen hatte er ihn verwechselt, fiel es jetzt Hofeditz ein. Von Dieringen hatte in der Tat einen zweieinhalbtausendseitigen Bauernroman geschrieben, der schon seit mehreren

Jahren in allen möglichen Buchhandlungen für 3,99 Euro auf dem Ramschtisch lag. Ob der allerdings wirklich irgendwelche Sinnsprüche enthielt, darüber war sich Hofeditz nicht ganz im Klaren. Dennoch sah er eine riesige Chance, sich in den einflussreichen Kreisen im Lande weiter zu etablieren. „Selbstverständlich“, meinte er freundlich zum Minister, „selbstverständlich. Das ist mir eine große Ehre! Ich werde mich sofort daranmachen und Ihnen einige schöne Sprüche zusammenstellen, Herr Minister!“

„Gut, gut“, sagte der, „aber denken Sie daran, dass es sich nur um kurze – äh – Reime handeln darf, denn die Festschrift hat nur 250 Seiten zur Verfügung, und da muss – äh – selbstverständlich natürlich auch für meine bisherige Amtstätigkeit und mein – äh –, wenn ich so sagen darf – äh –, segensreiches Wirken – äh – für dieses Land noch genügend Platz bleiben. Also – äh – wenn Sie etwas – äh – äh ...“ „... schreiben“, half ihm sein Referent drauf.

„... richtig, schreiben, dann wenden Sie sich doch – äh – an meinen Referenten. Ich darf Ihnen denselben einmal vorstellen. Kommen Sie doch näher, Herr Laschovsky, und vielleicht erklären Sie unserem Herrn – äh – Professor, an wen er sich – äh – wenden soll, wenn er seine Sprüche – äh ...“

„... geschrieben hat“, ergänzte der Referent.

„Richtig, geschrieben hat. Also dann – äh – auf Wieder...“

„Wiedersehen“, half ihm der Referent drauf.

„Ja, richtig, auf Wiedersehen! Alles Gute für die Zukunft!“, verabschiedete sich der Minister.

Hofeditz machte sich daran, Sprüche aus dem ländlichen Bereich zu entwickeln. Er begann zu reimen:

*Das höchste Lob im ganzen Land*

*gebührt allein dem Bauernstand.*

*Ob Wiese, Feld, ob Acker, Stall –*

*den Bauern braucht man überall.*

Hofeditz befielen Zweifel, ob er so traditionell dichten dürfe. Erinnerte sein Gedicht nicht irgendwie an das Volkslied ‚Im Märzen der Bauer die Rösslein einspannt‘? Dabei hatte er doch vor etlichen Jahren ein glühendes Pamphlet geschrieben, wie unzeitgemäß dessen Text wäre. Er hatte damals, in seiner kritischen Phase, in literarischen Kreisen großes Aufsehen erregt, als er die landwirtschaftliche Kollektiv-Praxis der einstigen DDR als leuchtendes Beispiel diesem, so hatte er es genannt, „verkrusteten Traditionalismus“ entgegenstellte. Sein Aufsatz hatte mit den selbst gedichteten Zeilen gendet:

Wer schafft das ganze Jahr  
fürs Volk ganz unverdrossen?

Das sind unsere Bauern.

Ich lobe euch, Genossen.

Aber dieser Reim wäre wohl für die Festschrift des Ministers nicht sehr geeignet.

Vielleicht sollte er es einmal auf die heiter-satirische Art versuchen? Er schlug ein Pointen-Lexikon auf und fand die schönen Zeilen von Oliver Hassencamp:

„Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht. Würde der Städter kennen, was er frisst, er würde umgehend Bauer werden.“

Das könnte was hergeben, überlegte sich Hofeditz. Schade, dass diese Zeilen nicht von mir stammen. Na ja, man müsste sie eben entsprechend verändern. Da könnte man auch irgendetwas von Umweltproblematik einbringen. Außerdem enthielt dieses Zitat keinen Reim. Es wäre ja schon eine eigenständige geistige Leistung, das Ganze in die in Bayern immer noch so beliebte Reimform zu bringen.

Hofeditz begann zu dichten:

*Dem Bauernstand es eigen ist,  
dass er, was er nicht kennt, nicht frisst.*

*Drum, Städter, hier in unserem Land,  
habt stets Respekt vorm Bauernstand.*

*Denn in der Regel ist der Bauer,  
wie jeder weiß, ein wenig schlauer.*



*Vielleicht würdest du zum Bauern auch,  
sähest du hinein in deinen Bauch.*

Hofeditz schrieb einen langen Brief an den Referenten des Ministers, dass er sich, eingedenk der Ministerworte, sehr kurz gehalten habe. Doch er glaube, mit diesen wenigen Zeilen gleichzeitig mehrere Nägel auf den Kopf getroffen zu haben. Das erste Element sei eine Laudatio auf die Klugheit der Bauern, das zweite eine kritische Auseinandersetzung mit der modernen Lebensmittelherstellung. Das dritte könne man, wie er meinte, zwischen den Zeilen finden: eine Empfehlung zugunsten der gesunden Ernährungsweise der Bauern und damit gleichzeitig eine Werbung für ihre landwirtschaftlichen Produkte. Vielleicht würden diese Zeilen den Bauern ein gewisses Selbstwertgefühl vermitteln und sie von der so betrüblichen Landflucht abhalten.

Nach mehreren Monaten bekam Hofeditz vom Referenten des Ministers eine Antwort. Der Minister habe sich von Herzen über die literarische Zusendung gefreut, er bedaure allerdings zutiefst, dass die Redaktion der Festschrift schon abgeschlossen sei. In Dankbarkeit lege er ihm ein Exemplar derselben bei. Der Minister habe aber die Güte gehabt, das Opus seinem Verbindungsbruder, dem großen bayrischen Verleger Wilhelm Meisterlich, weiterzugeben, der gerade einen großen Sammelband über Bauern-Lyrik herausbringe.

Hofeditz hatte seine Aktivität für den Bauernstand schon vergessen, da bekam er nach mehreren Monaten eine Nachricht vom Lektor des Verlages. Der Verleger bedanke sich recht herzlich für die großartigen Zeilen, die ihn über seinen Freund, den Landwirtschaftsminister, erreicht hätten. Der Minister habe sich aber getäuscht, der Meisterlich-Verlag werde keinen Lyrikband herausbringen, sondern eine Sammlung von lustigen Bauerngeschichten. Den Band wolle Herr Meisterlich seinem Freund, dem Landwirtschaftsminister, als nachträgliche Geburtstagsüberraschung präsentieren. Hofeditz gehöre zu den Leuten, die geradezu prädestiniert seien, dazu einen Bei-



Helmut Zöpfl ist ein Stück Bayern. Mit einer Auflage von über 1,5 Millionen Büchern zählt er zu den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart. Der Schwerpunkt seiner Arbeit war dabei immer auf die Pädagogik gerichtet – er hat auf diesem Gebiet eine lange wissenschaftliche Karriere vorzuweisen, war an unzähligen Lehrplänen beteiligt, hat hier Grundlagenarbeit geleistet.

Zöpfl stellt immer den Menschen in den Mittelpunkt, die pädagogische Arbeit ist für ihn von jeher mit gesellschaftlichen Werten untrennbar verknüpft, immer sucht er die Bezüge dieser Aspekte zur jeweiligen Zeit, ordnet ein, überdenkt, hinterfragt. Kurz: Er ist unorthodox, er denkt gar nicht daran, mit dem Strom zu schwimmen. Auch heuer nicht.

Auch nicht in dem Jahr, in dem er seinen 80. Geburtstag feiert. Nein, er gibt kein Best-of heraus, keine Antologie, sondern er schreibt einen Roman, wie er ihn noch nie verfasst hat.

### **Pssst ... Streng vertraulich ...**

ist eine bissige Gesellschaftssatire, die alles hat, was Helmut Zöpfl bei seinen Lesern so beliebt macht: Sein Humor ist auf dem Punkt, er ist nicht berechenbar, seine Gedanken sind nicht vorhersehbar.

Die Geschichte beschreibt, wie kleine Ursachen große Wirkungen haben können, indem sie anhand eines Freistaats Situationen und Personen in origineller Weise unter die Lupe nimmt. Wer lebende Persönlichkeiten damit in Verbindung bringt, ist selber Schuld.



Heimat  
battenberg  
gietl verlag

**SüdOst Verlag**

ist eine Marke der  
Battenberg Gietl Verlag GmbH



9

783866 467910

16,90 € [D]